

Modeprodukt aus Paris

Der Promoter der „Neuen Philosophie“ versucht sich als Romancier

BERNARD-HENRI LÉVY: Der Teufel im Kopf. Roman. Aus dem Französischen von Irène Kuhn und Ralf Stamm. List Verlag, München 1986. 575 Seiten, 39,80 Mark.

Die kurzen Momente der Spannung, die mir bei der Lektüre dieses Wälzers vergönnt waren, ließen mich immer wieder von dem Polit-Thriller träumen, der aus dem Stoff des Romans hätte hervorgehen können, falls ein Profi des Genres ihn zu einem Taschenbuch von etwa 180 Seiten verarbeitet hätte.

Die Geschichte hätte mit der Frage beginnen können: Warum wollte jemand ein in letzter Sekunde gescheitertes Attentat auf einen Pariser Abgeordneten verüben, und warum stellt sich der Attentäter als langjähriger Klient und Schützling eines Starnwalts heraus? Die Suche nach den Motiven führt in die Zeit des Zweiten Weltkriegs zurück und fördert ein schwer entwirrbares Knäuel aus Familienromanen und politischen Lebenslügen zutage. Der - wie der Autor - 1942 geborene spätere Attentäter Benjamin hat eines Tages entdeckt, daß sein Vater bei Kriegsende nicht als Widerstandskämpfer ums Leben gekommen war, wie man ihm beigebracht hatte, sondern als zum Tode verurteilter Kollaborateur, Offizier in der SS-Division Charlemagne. Aus der Verwirrung, in die er sich durch die Entlarung des Familienmythos gestürzt sieht, rettet sich der frühreife Sohn in ein ausschweifendes Leben. Paris und vor allem seine Frauen liegen ihm und vor allem seinem Geld zu Füßen. Während des Algerienkriegs sieht er die Gelegenheit, in Kontrast zu seinem Vater, auf der richtigen Seite zu kämpfen, wird Kofferträger der algerischen Befreiungsfront, wobei er sich erwischen läßt. Der Pariser Anwalt Paradis, der ihn herauspaukt, wird danach zu Benjamins Schatten und verborgenem Schicksalslenker. Er zieht ebenso die Fäden erotischer Eskapaden wie die diverser Engagements in politischen Gruppen und Guerillabewegungen. Während Benjamin glaubt, für die Sünden seines Vaters zu büßen, geht ihm allmählich auf, daß dieser im Vergleich zu vielen seiner Landsleute keineswegs am schlimmsten gesündigt hat. Er findet heraus, daß sein Vater durchaus vor der Hinrichtung als Kollaborateur hätte bewahrt werden können, wäre da nicht die Intervention eines Anwalts gewesen, der für den Liebhaber der Mutter handelte. Und dieser Anwalt ist kein anderer als sein Mentor Paradis.

So wie man die Hinrichtung seines Vaters eingefädelt hat, denkt sich Benjamin, könnte man auch die Wirren seines eigenen verkorksten Lebens eingefädelt haben. So reift der Plan, den Anstifter des Ganzen, den ehemaligen Nebenbuhler, der als Résistancekämpfer Karriere im Parlament gemacht hat, zu töten. Die Kugel trifft aber nicht den Abgeordneten, sondern einen Polizisten, worauf eine wilde Jagd über die Dächer von Paris beginnt. ... So etwa hätte ein Thriller verlaufen können, der einem eine mittlere Bahnfahrt verkürzt. Der real existierende Roman „Der Teufel im Kopf“ hat mir dagegen ein ganzes Wochenende verdorben.

Man kennt Bernard Henry Lévy in erster Linie als Manager und Promoter der „Neuen Philosophie“ und als Autor einer Reihe ebenso oberflächlicher wie erfolgreicher politischer Essays, die genau auf der Linie der Mode liegen, die das von ihm gleichzeitig gemanagte Programm des Verlags Grasset inaugurierte. Warum denn um Himmels willen auch noch einen schlechten dicken Roman schreiben, wenn man sowieso schon Starautor und Stammgast in den Fernsehstudios ist? Weil man das als Angehöriger der Pariser In-

wort, so wie man in manchen Milieus nur dann richtig „in“ ist, wenn man endlich eine Psychoanalyse absolviert. Die Pariser Literaturszene hat sich auch prompt erkenntlich gezeigt und die Strapazen der literarischen Initiation, der sich ihr Hätschelkind Lévy unterzog, mit dem Prix Médicis vergolten.

Eines muß man B.-H. Lévy allerdings lassen: Schreibstrategisch hat er seinen Roman nicht ungeschickt konzipiert. Um die Geschichte seines Helden Benjamin nicht in eigener Regie und damit auf eigenes Risiko erzählen zu müssen, tritt er als bescheidener Kompilator von Tagebüchern, Briefen und Zeugenaussagen auf, die den armen reichen Benjamin zur Gegenstands haben. Damit hat sich der Autor ein bequemes Alibi für die unerträgliche Sammlung geschwätziger Platiniden zurechtgelegt, die seine Erzählkunst zutage bringt: Tagebücher sind eben ein wenig schlampig geschrieben, und Briefschreiber achten nicht immer auf den Stil. Auf diese Weise werden dann fast 600 Seiten gefüllt, mit einem Verschnitt von B.-H. Lévis eigenen Pamphleten und einer Prosa, die sich liest, als wollten die vorgeschobenen Augenzeugen den letzten Roman vom Bahnhofskiosk imitieren. „Ich fühle mich wie ein kleines Mädchen“, läßt der Autor die Mutter seines Helden ins Tagebuch eintragen, „das sanft und ausgiebig vergewaltigt wird.“ Statt sich zu fragen, wie ein männlicher Autor weiß, wie sich das fühlt, ruft der hingerissene Rezensent des *Figaro-Magazine* aus: „Seit Giraudoux habe ich keinen Autor mehr gelesen, der es auf so gute und natürliche Weise versteht, die Frauen zu Wort kommen zu lassen.“

Wenn Lévy zu faul ist, einen Satz zu Ende zu schreiben, macht er drei Pünktchen, damit man eine Huldigung an Céline herauslese. Um banalen Tiraden Tiefgang zu geben, werden sie mit Säcken von Bildungsballast beschwert: Es wimmelt nur so von Anspielungen auf die Großen, von Balzac bis Proust, an allen Ecken und Enden lassen Anleihen bei anderen Schriftstellern grüßen. Das wäre noch nicht das schlimmste, wenn dieser aufgeblasene Roman nicht behaupten würde, zusammen mit einer Krimistory die Geschichte einer französischen Generation zu erzählen, die im Algerienkrieg das Neinsagen lernte und 1968 in Paris auf die Barrikaden ging. B.-H. Lévy, der eingeständenermaßen erst zu der Revolte stieß, als sie vorbei war, präsentiert sie ungewollt als Scherz einiger von Odipus heimgesuchter Söhne der Hautevolee, die vor Geld und Potenz nicht mehr gehen können. Nach dieser ausgedehnten Feier kann der Katzenjammer natürlich nicht ausbleiben. Sinnigerweise lebt ihn der Held Benjamin in Jerusalem aus, wo die Luft „wie von Geheimnis, Verheißung, Heiligkeit erfüllt“ ist. Amen. Sela. Psalmenende.

Den mit der Lektüre dieses mondänen Schwachsinnis vergeudeteten Stunden nachtrauernd, träume ich davon, was für Übersetzungen französischer Bücher sich mit den Aufwendungen für diese Ausgabe hätten finanzieren lassen. Beispielsweise die großartige Biographie des jüdischen Revolutionärs Henri Curiel, der 1973 in Paris richtigen Kugeln zum Opfer fiel, geschrieben von dem verlässlichen Schriftsteller und Rechercheur Gilles Perrault. Sie ist zwar fast auch 600 Seiten stark, hätte aber garantiert weniger Lizenzkosten verursacht als B.-H. Lévis preisgekrönte Schmonzette.

LOTHAR BAIER

*
Bernard-Henri Lévy stellt sich und seinen Roman morgen abend im Münchner Institut Français, Kaulbachstraße 13, vor. Beginn der Veran-